Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 22 (1932)

Heft: 44

Artikel: Allerseelen

Autor: Linberg, Irmela

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-647712

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Allerseelen.

Von Irmela Linberg.

Als nach zehn Jahren er wieder den Ozean überquert und in Europa gelandet war, fuhr er sogleich in die kleine, abgelegene Stadt, auf deren Friedhof seine Mutter begraben lag. Hier traf er gerade zu Allerseelen ein.

Der Tag rang von seiner Frühe bis zum sinkenden Abend kaum zur Dämmerung sich durch. Regen rieselte dicht, zäh, unaufhaltsam. Die Wege glänzten lehmig, erweicht. Dürre, blankgewaschene Aeste klagten zum Himmel.

Er war überrascht, das Grab, dessen Pflege er keinem anvertraut, in gutem Zustande und mit frischem Tannengrün geziert zu finden, verrichtete sein Gebet, strich mit den Händen liebkosend über die feuchten Efeublätter und verließ langsamen Schrittes wieder die geweihte Stätte trostloser Verwesung.

Nun konnte er eigentlich abfahren, zurück übers Meer — irgendwohin. Er wußte niemand mehr, zu dem es ihn gezogen hätte. Ein anderer war er geworden da drüben in der neuen Welt; schon aus flüchtigen Gesprächen mit Reisegefährten hatte er begriffen, wie fern seine jetzige Denkungsart der ihren, wie ungemäß ihm die hiesige war.

Als er, den Mantel fester um sich ziehend, die Bahnhofstraße entlang kam, die eintönig und nichtssagend sich in Nebeln zu verlieren schien, fiel sein Blick auf ein kleines grünes, zwischen hohen Neubauten eingezwängtes Haus, dessen obere Fenster weiß verhangen waren und über dessen messingbeschlagener Haustür eine verwaschene Jahreszahl zu lesen stand.

Da übermannte ihn auf einmal Erinnerung, wie vorzeiten er häufig Gast in diesem Hause gewesen, und er konnte sich's nicht versagen einzutreten, um sich davon zu überzeugen, daß auch diese Zufluchtsstätte junger Jahre sich häßlich verändert habe und fremdes Obdach fremder Menschen geworden sei.

„Man sollte es nicht versuchen —", dachte er dabei, während schon sein Fuß, wie unter geheimem Zwang, über die Schwelle schritt, „es führt zu gar nichts und verwischt nur liebe Träume."

Seine Hand aber zog bereits am Griff des dünnen, ein wenig verbogenen Klingeldrahts, das oben eine blecherne Glocke in Bewegung setzte, die sich gar nicht wieder beruhigen wollte .... Ganz wie einst!

Während er mit klopfendem Herzen die ausgetretene Stiege emporklomm, wurde über ihm die Tür geöffnet, und jenes Mädchen, dem er so viele stille und ernste, noch mehr heißbewegte und frohe Stunden seines Lebens verdankte, stand vor ihm.

Obwohl er wähnte, sich sehr verändert zu haben, erkannte sie ihn auf den ersten Blick, wankte leicht, streckte ihm sodann beide Hände hin und sagte nur: „Du bist's?"

Er fürchtete fast den Augenblick, da sie sich dem Lichte zuwenden und er die Spuren, die zehn Jahre der Trennung ihrem Antlitz aufgeprägt haben mußten, entdecken sollte.

Ja — ihr Haar war leicht ergraut, ihre Wangen ein wenig eingefallen, ihre Hände verarbeitet. Aber die Augen hatten den Glanz von damals und auch die Stimme war dieselbe geblieben. Diese Stimme hatte er drüben in einigen Stunden von Schwäche und Heimweh schmerzlich entbehrt. Sie war gedämpft und voller Musik.

„Komm herein!" sagte sie, als wäre er erst gestern dagewesen.

Er ging an den Wänden hin, besah die Bilder, die ihm vertraut waren, begrüßte die Möbel, die alle den gleichen Platz einnahmen, hob ein Kissen auf und stellte fest: „Das ist neu. Ein guter Entwurf. Von dir?"

Sie errötete freudig. „Ja, ich hoffte, daß es dir gefallen würde."

Wie selbstverständlich sie das vorbrachte. Als hätte sie nie an seiner Wiederkehr gezweifelt.

Sie deckte den Tisch. Sie legte ihm vor. Sie fragte herzlich, wie es ihm ergangen sei. Er erzählte, während der Abend sank und sie die Oellampe entzündete. Sie saß vor ihm, die Hände im Schoß verschränkt. Ihre Augen tranken seine Worte. Glühten groß und glücklich bei den Schilderungen seiner Erfolge, wurden dunkel, wenn er von Gefahren und Kämpfen berichtete.

Zuweilen schwiegen sie lange, während nur die Lampe leise sang und draußen der Regen gegen die Scheiben trommelte.

Schließlich frug er: „Und du? Wie ist es dir gegangen?"

Sie lächelte. „Gut".

Er mußte an ihren Abschied denken ... Sie hatte nicht geweint, nicht geklagt, als er ihr eröffnete, daß sie sich nun nichts weiter mehr bedeuten dürften, als eine schöne Erinnerung, ja, daß er auch keine Briefe mit ihr zu wechseln wünsche. Sie hatte sich dem allem wortlos, in blindem Vertrauen gefügt. Er mußte ja wissen, was er von ihr fordern konnte. Im Grunde war es doch nur ihr Verdienst, daß sie so lautlos und harmonisch voneinander gegangen waren — damals ....

„Es war doch grausam —" erwog er jetzt mit leisem Widerwillen gegen sein eigenes einstiges Verhalten. Laut aber sagte er: „Hast du etwas erlebt?"

Sie schüttelte leise, beinahe fröhlich den Kopf. „Nein. Ich bin noch immer im gleichen Betriebe; er hat sich ein wenig vergrößert. Ich habe noch immer mein Häuschen hier, und Mutters Möbel und Bücher."

Seine Stirn umdüsterte sich. „Kann man denn so leben?" sagte er mehr zu sich selbst als zu ihr.

Sie zuckte kaum merklich zusammen, und als begriffe sie nicht, wodurch sie sein Mißfallen erregt, sah sie ihn bang fragend an.

Er legte die Handflächen an seine Schläfen, schloß sekundenlang die Augen.

„Was ist mir nur?" sann er quälerisch. „Ich — — habe einmal vor ihr gekniet ... Ich — — möchte wieder einmal ... Aber für derlei Dinge ist man doch zu reif, zu alt, zu nüchtern ..."

Als er aufblickte, sah sie ihn noch immer voller Spannung an.

„Du bist müde", sagte sie endlich zart. „Ich werde dein Bett richten."

Sie erhob sich. Wie schlank und mädchenhaft war doch ihre Gestalt, trotz der grauen Haare!

„Elisabeth!" rief er gedämpft, erhob sich, löschte die Lampe, glitt an ihr nieder und umfing mit beiden Armen ihre schmalen, kaum merklich erbebenden Hüfte.

„Nur aus der Erinnerung heraus", suchte er sich bei dieser Handlung einzureden. „Nur, weil sie so unverändert scheint ... Nur — weil — heute Allerseelen ist, das große Fest des Gedächtnisses ... Ich will Allerseelen feiern — mit ihr. Nur dies. Nichts mehr ..."

Zwischen solch wirren und gegen das eigene Tun sich auflehnenden Gedanken spürte er, wie sie ihre zitternden Hände über seinem Scheitel faltete.

Fester barg er das Haupt an ihre Weichheit, und fast ohne daß er es wollte, stammelten seine Lippen: „Hast du einmal für mich gebetet, Elisabeth?"

„Für dich und mich."

„Ich spüre deine Hände. Betest du auch jetzt?"

„Ja."

„Was betest du?"

„Daß wir uns vor dem Sterben nicht fürchten mögen."

Seine Arme ließen sie wie erschrocken los. „Kann ein Gedanke sich verraten?" dachte er mit Entsetzen und fragte: „Warum sprichst du vom Sterben?"

„Es ist doch Allerseelen —" flüsterte sie scheu. „Ich ging heute Morgen auf den Friedhof."

„Du bist es gewesen, die die Gräber schmückte? Ich hätte es erraten sollen. — Aber laß die Toten! Bete lieber, daß uns heut noch eine Stunde hoher Glückseligkeit beschert sei."

„Noch eine —" wiederholte sie lautlos und erschauerte.

Da leitete er sie durch die warm rinnende Finsternis, zielsicher, als wäre es taghell, zwischen all den dichtgestellten kleinen und großen Gegenständen hindurch ins Nebenzimmer. Sie lag in seinem Arm so leicht und sonder Widerstreben, wie ein gespenstisch wesenloses Geschöpf anderer Welten. Einmal noch, als er ihr schmales Haupt zwischen seinen Händen hielt und sie sinnend betrachtete, hob sie wehrend die Hände. Da er sie losließ, fragte sie kaum hörbar: „Bleibst du jetzt für immer hier?"

„Nein — warum? Morgen geht mein Schiff ..."

Als er es ausgesprochen, zürnte er sich bereits deswegen.

Sie verharrte stumm.

Hernach aber, als er sie in seine Arme genommen hatte, überfiel es ihn wie ein Blitzstrahl, jäh und klar; wie doch in all den Jahren seines Fernseins er sie vermißt — sie, und er faßte in einem Augenblick den Vorsatz, sie nunmehr für immer an sich zu binden, sie zu halten für alle Zeit, da sie eine jener seltenen Frauen war, die Heimat geben konnten, auch in der Fremde ...

Aber noch konnte er seinen Entschluß nicht in Worte fassen. Er küßte sie nur mit vermehrter Inbrunst und malte sich ihre Freude, ihr Entzücken aus, wenn er morgen ihr eröffnen würde, sie käme mit.

„Wie ihre Augen leuchten werden, ihre Augen", stellte er noch, halb schon in Schlummer gesunken, sich vor. „Ja, ich werde es ihr morgen sagen. Morgen gleich beim Erwachen. Morgen, nicht jetzt — es ist ja Allerseelen ..."

*

Als er andern Tages aus spätem Morgenschlaf wach wurde und die Hand nach der Gefährtin reckte, war sie nicht mehr da. Auch sein irrendes Suchen durch die Stadt blieb vergeblich.

Drei Tage später erst warf ein entlegener See ihren Leichnam ans Ufer.

„Rote Astern".

Lebenserinnerung. Von O. F.

Kürzlich besuchte ich einen Jugendfreund, dem ich seit vielen Jahren nicht mehr begegnete, — er erzählte mir vielerlei aus seinem Leben, auch — wie er ein neues Glück gefunden, nachdem ihm der Tod seine erste Frau in ganz jungen Jahren entrissen hatte. Heute — am Allerseelentag, mit dem die Erzählung im Zusammenhang steht, — möchte ich den Bericht wiedergeben, mit den gleichen Worten, wie ich ihn vernommen habe.

„Nach einem glücklichen, nur zu kurzen Ehestand, starb meine liebe Frau und ließ mich mit meinem kleinen Mädel allein in der Welt zurück. Da die Versorgung des zarten Kindes in einem frauenlosen Hausstand der Schwierigkeiten zu viel bot, mußte ich mein Blümchen, — es trug den Namen seiner Mutter, Margrit, — der Pflege meiner Eltern überlassen, die es liebevoll betreuten; mich drängte es fort aus der Heimat: unter anderen Lebensverhältnissen, dachte ich, würde es eher und leichter sein, den an mir nagenden Gram zu mildern. Ein Vorschlag der Firma, bei der ich schon lange in Stellung war, als ihr Vertreter nach Rußland zu gehen, kam mir sehr zu statten, — im Sommer 1914 reiste ich nach Moskau ab.

Das Leben in diesem riesigen Reich, inmitten der slavischen Bevölkerung, deren Sprache und Sitten ganz anders sind, als ich es bisher gewohnt war, mutete mich so fremd an, daß ich die erste Zeit recht einsam und verlassen mir vorkam; besonders gedrückt wurde meine Stimmung, als noch die Nachricht eintraf, das kleine Margritchen sei erkrankt und gäbe der Arzt wenig Hoffnung, es am Leben zu erhalten.

Dann brach der Weltkrieg aus, die Grenzen wurden gesperrt, die Verbindungen mit den andern Ländern abgebrochen, eine Ausreiseerlaubnis zu erwirken war nicht leicht und die Reise selbst mit erheblichen Kosten, Schwierigkeiten und Gefahren verbunden, so daß — nach Erhalt der Nachricht über das Ableben meines Kindes, ich mich nicht dazu entschließen konnte, die Heimfahrt anzutreten.

Als der Allerseelentag heranrückte, fragte ich den Portier meines Hotels, wie ich am besten zum Friedhof gelange. „Sie meinen doch wohl den für die „Andersgläubigen"?" lautete die Gegenfrage und es folgte zur Erklärung, daß die in Moskau lebenden Ausländer einen eigenen Friedhof besitzen, während die „Rechtgläubigen" — wie sich der Russe bezeichnet — anderwärts, getrennt, Grabstätten unterhalten. Der Friedhof, zu dem es mich zog, schien recht weit außerhalb der Stadt gelegen und es dauerte sehr lange, bis ich mit der Elektrischen endlich ans Ziel kam.

Von hohen Steinmauern umgeben, streckt sich ein uralter Park aus, bestellt von langen, schattigen, gepflegten Alleen alter, mächtiger Bäume, — viel Trauerweiden und Trauerbirken, die ihre Aeste nach allen Seiten hin schirmend über die Gräber ausbreiten, die Zweige — wie als Zeichen des Leides, tief bis zur Erde geneigt. Der Winter kommt hierorts früh ins Land, eine leichte Schneeschicht deckte schon die Erde, — ernst und würdig hoben sich schöne, dunkle Monumente und schwarze Granitkreuze von der weißen Fläche ab. Es herrschte absolute Stille in diesem Reich der Toten, die — weit entfernt von ihrer lieben Heimat, die letzte Ruhe gefunden, dieses sichere Ziel allen menschlichen Strebens. Da gelangte ich zu einem Grabhügel, auf dem blutrote Astern unter dem Schnee grell hervorleuchteten ... Wie mich diese vom Frost geschlagenen Blumen an meine zwei Margriten gemahnten, die gleich ihnen vom rauhen Hauch des Schicksals getroffen, so bald schon dem Leben entrückt wurden!

Durch eine kleine Pforte trat ich ein in die Umzäunung dieses Familienplatzes und ließ mich auf ein Bänkchen nieder. Ich mochte wohl lange in meine Gedanken versunken dort gesessen haben, ein Geräusch ließ mich aufmerken, — das Pförtchen wurde von einem jungen Mädchen aufgestoßen, das sich nähernd, mich mit verwundertem Blick betrachtete. Ich murmelte einige Worte der Entschuldigung, die kaum verstanden wurden, und entfernte mich eilig. Als ich nach weiterem Wandern zwischen all den mir fremden Gräbern zuletzt zum Ausgang gelangte und die Elektrische bestieg, sah ich im Wagen nur noch einen Fahrgast sitzen, — das selbe Mädchen, das mich als Eindringling auf der ihr zugehörigen Grabstätte getroffen hatte. Ich grüßte und entschloß mich zu einer Anrede. Gleich die ersten Worte meinerseits lösten die Frage aus: „Sie sind wohl Schweizer? Ich habe es gleich an ihrer Sprache erkannt, mein Vater ist auch Schweizer, ich selbst bin hier geboren und habe das Land meines Vaters nie gesehen." In angeregter Unterhaltung verging die Zeit rasch, und unbemerkt war die lange Fahrt zurückgelegt bis ins Innere der Stadt. Abschied nehmend, bat ich um Erlaubnis, meine neue Bekannte aufzusuchen, sie antwortete einfach: „Papa wird sich freuen, seinen Landsmann zu begrüßen." Dann verkehrte ich im Hause ihrer Eltern, wie bei alten, guten Freunden.

Drei Jahre dauerte der Weltkrieg, es brach die Revolution aus; wer von den Ausländern die Möglichkeit hatte, suchte das in flammende Aufruhr geratene Land zu verlassen, meine neuen Freunde aber konnten sich zu einer Ausreise nicht entschließen: leidend und gealtert, scheute der Vater die beschwerliche Reise, auch glaubte er nicht daran, sich draußen eine neue Existenz schaffen zu können; die Mutter — als gebürtige Russin — wollte nichts davon wissen, ihrer Heimat untreu zu werden. Und — was hielt denn mich zurück? Die Lieblichkeit Nataschas, — so hieß